



Binoche, Stewart in „Die Wolken von Sils Maria“

Kino in Kürze

Diven-Duell in dünner Luft

So hemmungslos neurotisch wie Olivier Assayas' Künstlerdrama „Die Wolken von Sils Maria“ ist Kino selten. Die Französin Juliette Binoche verkörpert eine berühmte Theater- und Filmschauspielerin, die in den Schweizer Hochalpen für den Auftritt in einem Stück probt, mit dem ihr 20 Jahre zuvor der Durchbruch gelang. Damals spielte sie die junge Frau in einem lesbischen Liebesduell, nun ist sie die alte. Die Amerikanerin

Kristen Stewart muss als superehrgeizige Assistentin der Diva deren Launen und Avancen aushalten. Regisseur Assayas nervt zwar mit verschmökten Wie-lege-ich-meine-Bühnenfigur-nur-an-Dialogen und dem klischeesatten Auftritt eines deutschen Theatermakers (ideal besetzt mit Lars Eidinger). Sein Film ist dank der Hauptdarstellerinnen trotzdem ein furioses Psychodrama in spektakulärer Landschaft. **hob**

Ostwärts!

Die Zivilisation scheint unendlich weit weg im Film „The Homesman“, der um 1850 irgendwo im Mittleren Westen der USA spielt. So weit das Auge reicht, ist nur dürres Gras zu erkennen. Drei Frauen werden irre an der furchterregenden Weite dieser kargen, lebensfeindlichen Welt. Tommy Lee Jones, der auch Regie führte, spielt einen Outlaw, dem man ansieht, wie schlecht er riecht. Mit einer frommen Farmerin (Hilary Swank) soll er die

drei Frauen in kirchliche Obhut bringen, Hunderte Meilen durch die Wildnis. Jones gelingt ein lakonischer Western über männliche Sturheit und weiblichen Selbstbehauptungswillen. Nach einer starken ersten Hälfte, in der sich Jones und Swank eine wunderbare Mischung aus Duell und Duett liefern, lässt der Film nach, weil Jones seine eigene Figur irrtümlicherweise für interessanter hält als die seiner Partnerin. **lob**



Swank in „The Homesman“

Elke Schmitter Besser weiß ich es nicht

Östliches Pomo



In der vergangenen Woche wurde auf diesen Seiten der neue Sprachcomputer von Stephen Hawking erwähnt. Dessen Arbeitsweise „basiert auf einem Algorithmus, der ausgeht von dem, was Hawking in der Vergangenheit gesagt hat, und daraus Prognosen darüber trifft, was er gerade sagen will“.

Ist das nun die Hölle oder gemütlich, oder die gemütliche Hölle, wie sie auch ein Ehepaar nach langen Jahren teilt? Der Sprachcomputer Hawking wird sich im Prinzip kaum anders verhalten als das Autofill-Programm im Smartphone meiner Steuerberaterin, das nach „Sehr“ unweigerlich „geehrte“ vorschlägt, oder das des Rappers Haftbefehl, bei dem nach „Halt“ immer „die Fresse“ kommt.

Ob nun der Algorithmus in der Maschine oder im Gehirn, es fällt uns allen schwer, etwas wirklich Neues zu sagen, denn das hieße zuerst, uns selbst zu überraschen und die Routinen zu überlisten, die das gelebte Leben vorschlägt – wobei „vorschlagen“ eine sehr sanfte Umschreibung für das Diktat des Unbewussten und der Gewohnheit ist. (Vielleicht strukturiert auch dieser Umstand die eigentümliche Beziehung zwischen Eltern und ihren Kindern? Während Letztere in den ersten 20, 30 Lebensjahren immer neue Sätze bilden, haben sie von ihren Erziehern die gleichen Formeln millionenfach gehört; da sind Neugier oder auch nur Interesse schwer zu verstetigen.)

Weil wir kaum denken können, ohne die Sprache zu benutzen, und sei es in stummem Monolog, ist – neben dem Gespräch mit anderen Algorithmusträgern – der Erwerb einer fremden Sprache das beste Mittel, auf neue Gedanken zu kommen.

Die romanischen Sprachen sind sich naturgemäß ziemlich ähnlich, doch selbst im Französischen und auch im Englischen überrascht sich der Neuling bei Wendungen, die er im Deutschen kaum benutzen würde. In vielen Fällen zeichnen sie sich durch mehr Höflichkeit aus beziehungsweise durch die Hebung der allgemeinen Stimmung.

Bei anderen Kulturen sind die Überraschungen größer. Laut dem Sprachforscher Nicholas Evans kann man im Östlichen Pomo, einer Indianersprache aus Nordkalifornien, beispielsweise eine Aussage wie „Das Boot ist voll“ nicht treffen, ohne zugleich anzugeben, woher man das weiß: Die Verbform sagt aus, ob man das selbst erfahren hat (ich war da, und es war zu eng), ob es eine eigene Beobachtung ist (ich habe es selbst gesehen), ob man davon gehört hat und von wem (der AfD-Vorsitzende hat so gesprochen, dabei aber die CDU zitiert) oder ob man es aus Indizien schließt.

Infolgedessen sind die Sprecher immer gezwungen, die Beweislage ihrer Sätze zu prüfen, und die Gesprächspartner wissen gleich, in welchem der vielen Modi zwischen Wirklichkeit und Fiktion sie sich gerade befinden. Es ist sehr schade, dass es kaum noch kompetente Sprecher des Östlichen Pomo gibt.

An dieser Stelle schreiben drei Kolumnisten im Wechsel. Nächste Woche ist Dirk Kurbjuweit an der Reihe, danach Claudia Voigt.